

dtv

Schwimmen ist eine besondere Kunst: Es ist nicht nur ein Sport oder eine erlernbare Bewegungstechnik, um sich vor dem Ertrinken zu retten, es ist auch das unmittelbarste Erlebnis vom Wasser und seiner Wandelbarkeit. John von Düffel, Autor und Langstreckenschwimmer, erzählt von den vielfältigen Berührungen des Schwimmers mit seinem Element, von seinem Ausgesetztsein, seinen Triumphen und seiner Verlorenheit. Immer wieder mischen sich im Wasser Sehnsucht und Angst, immer wieder verbinden sich auf den weiten, offenen Strecken Schönheit und Gefährlichkeit im Zusammenspiel von Wasser und Bewegung.

John von Düffel, geboren 1966 in Göttingen, promovierte 23jährig über Erkenntnistheorie und war danach als Theater- und Filmkritiker, als Schauspiel dramaturg und Übersetzer tätig. 1998 schrieb er seinen Debütroman ›Vom Wasser‹, eine große Hommage an das fließende Element, und wurde dafür u. a. mit dem aspekte-Literaturpreis des ZDF ausgezeichnet.

John von Duffel

Schwimmen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von John von Düffel
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Vom Wasser (12799)
Zeit des Verschwindens (12939)
EGO (13111)
Houwelandt (13465)
Hotel Angst (13571)
Beste Jahre (13907)
Goethe ruft an (14218)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Vom Autor durchgesehene Ausgabe 2004
6. Auflage 2015
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2000 Deutscher Taschenbuch Verlag
(erstmalig erschienen 2000 unter dem Titel
›Kleine Philosophie der Passionen. Schwimmen‹)
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung
einer Fotografie von gettyimages/David McGlynn
Gesetzt aus der Adobe Garamond 10/12'
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13205-3

INHALT

SCHWIMMFIEBER 7

ERHÖHTE TEMPERATUR oder
Die Kunst des Passiv-Schwimmens 14

SCHÜTTELFROST STROMABWÄRTS 35

ANSTEIGENDE FIEBERKURVE oder
Der Wille, Unaufhörlichkeit zu erreichen 48

FIEBERAUSFLUG IN DIE USA oder
Die Verlockungen der Superlative 67

SECHSUNDDREISSIGACHT oder
Die Anziehungskraft des Wassers 87

SCHWIMMEN GEHEN 102

*Wenn ich einen Schwimmer sehe,
male ich einen Ertrinkenden.*

Jacques Prévert

SCHWIMMFIEBER

Ich schwimme. In allen meinen Träumen schwimme ich, sobald das Fieber kommt. Ich schwimme wie in einem überheizten Hallenbad, schwitze und schwimme wie im eigenen Schweiß und finde mit meinen Zügen den Rhythmus nicht, der mich durch das unruhige, aufschwappende Wasser trägt. Körper kommen auf mich zu, schieben sich wie Schatten über meine Bahn, die sich auf dem Grund des Schwimmbeckens in einem Durcheinander von rautenförmigen Lichtreflexen verliert. Ich muß ausweichen, schaffe es nicht, Luft zu holen, schlucke Wasser. Ein schmerzhaftes Pochen in meinen Lungen, Pulsschlag bis zum Hals. Den Rhythmus finden! Ich muß den Rhythmus finden, das ruhige Wechselspiel der Schläge und den gleichmäßigen Gang des Atems. Und es ist, als würde sogar das Wasser sich glätten, sobald ein Zug anfängt, dem anderen zu gleichen und mein Körper mit der kontrollierten Kraft der Einförmigkeit seine Bahnen durch das Fieberbecken zieht.

Ich wache auf und liege, in Kissen und Decken verdreht, im Dunkel meines Zimmers. Nach einem solchen Fiebertraum ist Wachsein mitten in der Nacht eine Erleichterung. Und wie um mich zu beruhigen, denke ich zurück an all die tatsächlichen Hallenbad-Erlebnisse, die mir jetzt, bei wachem Verstand, eher harmlos erscheinen. Die stickig feuchte Luft mit ihrem unverwüstlichen Chlorgeruch. Die Akustik der Hallenbäder, in denen der Schall zwischen Kachelwänden und Panoramafenstern hin und her geworfen wird, bis er zu einem einzigen hallenden Dauerlärm verschwimmt. Das Schreien

und Kreischen der Kinder, deren Stimmen im Wasser meist noch höher, noch schriller klingen als gewöhnlich, angestachelt von der hellen Aufregung, in die sie das Wasser, die Berührung mit dem Wasser versetzt. Und dicht über der Wasseroberfläche vergeht, kaum hörbar, das ins Wasser gehauchte Stöhnen und Seufzen der Alten, die sich mit langsamen, kraftlosen Zügen in der Nähe des Beckenrands abmühen und kaum von der Stelle kommen.

Ich habe die Hallensaison nie gemocht, früher nicht, als ich keine Ruhe fand, bevor ich nicht täglich mindestens zwei, drei Kilometer Wasser niedergekämpft hatte, und auch heute nicht, da meine Besuche im Hallenbad seltener geworden sind. Vielleicht waren es die Duftspuren von Veilchenparfüm und Siebenundvierzigelf, die sich im Kielwasser hochbetagter Damen durch das Becken zogen und deren Geschmack mir nachhaltig am Gaumen haften blieb, nachdem ich eine gute Stunde um diese dahindümpelnden Duftbojen herumgeschwommen war. Vielleicht war es auch der ständige, erbitterte Kampf um die eigene Bahn, die es mit allen Mitteln zu verteidigen galt – wehe, es wagte sich ein Neuankömmling in diese Breiten! Er wurde mit Wasserspritzern, Fußstritten und bösen Blicken in die Flucht geschlagen. Vielleicht war es aber auch nur die simple Tatsache, daß sich im Winter zu viele Menschen zu wenig Wasser teilen mußten und es bei diesem Massenbad der Elefanten in der Pfütze für jeden einzelnen immer schwerer wurde, das zu finden, was er suchte: den eigenen Rhythmus im Wasser, die Einheit von Bewegung und Getragensein.

Mir graut noch immer vor dem Einschlafen, denn mein Fiebertraum könnte mich wieder einholen. Ich starre an die Decke und versuche, mir in Erinnerung zu rufen, was für ein Gefühl es war, wenn es nach einem tristen Hallenbadwinter auf den immergleichen Bahnen endlich wieder hinausging, das

erste Mal im späten Frühjahr, hinaus in die Freibäder, Flüsse und Seen. Es war meist noch reichlich kühl draußen, und es kostete einige Überwindung, Hemd und Hose auszuziehen, mit der Fußspitze versuchsweise ins Naß zu stippen und dann immer weiter hineinzuwaten, bis zu den Oberschenkeln, zum Bauch, zur Brust, die Arme über dem Wasserspiegel erhoben wie ein Hochseilartist bei einem schwierigen Balance-Akt. Und endlich das Eintauchen: ein kurzer Hechtsprung, der Druck der Kälte auf den Schläfen unter Wasser, der beschleunigte Atem und die wilden, wirbelnden Schläge, mit denen man loskralte, um alles Frieren und Zittern vergessen zu machen. Es kostete Überwindung, keine Frage, aber dafür gab es nach einem langen Winter kaum etwas Beglückenderes als dieses freie, offene Wasser und seine unverbrauchte Frische.

Unzählige Augenblicke des Eintauchens kommen mir in den Sinn. Die frühlommerlichen Wettschwimmen mit meinem Bruder von einem Diemelufer zum anderen, wobei wir uns auf Kommando auszogen, den Diemeldamm hinuntertobten und mit einem flachen Kopfsprung ins Wasser sprangen, ohne uns vorher abzukühlen. Die plötzliche, schockhafte Berührung mit dem anderen Element, der schnelle Schrecken der Kälte, der unsere Körper durchfuhr, und das aufgeregte Keuchen der ersten Atemzüge, das uns in den Ohren klang, während in der sanften Strömung unter uns die Kiesel klickerten.

Ich erinnere mich, wie wir uns beinahe zwanzig Jahre später bei einem Ausflug an die spanische Küste in der Nähe von Alicante wiedertrafen, mein Bruder und ich. Es war Frühjahr und für dortige Verhältnisse noch ziemlich kalt, doch ein Blick genügte und wir rissen uns die Kleider vom Leib und rannten den Steinstrand hinunter ins Wasser – sehr zum Entsetzen der vielleicht zwanzigköpfigen Schulklasse

eines katholischen Mädcheninternats, die wie eine Abordnung kleiner Nonnen in dunklen Uniformen und mit bebänderten, eckigen Hütchen am Ufer stand. Sämtliche Schülerinnen brachen in lautes Geschrei aus, als sie uns ins Wasser laufen sahen, und sie konnten sich gar nicht wieder beruhigen, während wir kopfüber in den sich brechenden Wellen verschwanden. Sie kreischten, als wären sie auf einmal von der grünen, frischen Flut erfaßt worden und nicht wir. Noch nach gut dreißig Metern hörten wir hinter den Wellenbergen ihr Geschrei. Vor Lachen konnten wir kaum weiterschwimmen.

Es kostet Überwindung, und das liegt nicht immer an der Kälte, die im Moment des Eintauchens nach einem faßt. Sicher, der Temperaturunterschied von Wasser und Luft beträgt meist einige Grad zugunsten von Luft und Land. Doch dafür kühlt einmal erwärmtes Wasser auch so schnell nicht wieder ab. Wasser und seine Verwandlungen gehen nicht auf in der Wechselhaftigkeit des Wetters, und diesem Umstand verdanke ich meine vielleicht schönsten Erinnerungen: Schwimmen, wenn es sich plötzlich bezogen hat, wenn Regen aufkommt und das Thermometer fällt. Herabprasselnde Regentropfen überziehen die Wasserbahnen vor mir mit einem Teppich von kleinen aufspritzenden Fontänen. Hinterkopf, Schultern, Schlagarm und die Gesichtshaut beim Luftholen werden von kalten Wassertropfen getroffen und dann vom warmen Wasser des Beckens wieder überspült. Wenn der Regenguß anhält, bilden sich gewissermaßen Pfützen im Wasser, Schichten von kühlem Niederschlag, die sich erst allmählich mit dem wärmeren Wasser vermengen, und ich durchschwimme diese Kältelachen und grabe mich mit weitausholenden Armen ein in die Wärme des Wassers darunter. Und dabei bin ich im Becken meist vollkommen allein.

Es ist erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit das Wasser bei schlechtem Wetter von den meisten gemieden

wird. Mag sein, daß dabei die uralte Angst vor dem Gewitter im Wasser eine Rolle spielt, die Angst vor Blitzschlag und plötzlichem Tod. Und sicher ist diese Gewitterangst im Wasser größer als an Land. Auf einmal empfindet man wieder die eigene Blöße und Schutzlosigkeit, nachdem man sich zuvor vom Wasser eingehüllt wähnte. Auf einmal erscheinen Ufer oder Beckenrand unendlich fern. Keine Chance, sich schnell genug aus dem Wasser zu kämpfen. Wo man sich eben noch eins fühlte mit der schnellen Geschmeidigkeit der Wasserwirbel und Wellen, empfindet man das Wasser und seine weiche Dichte jetzt als Hindernis und lähmende Verlangsamung. Das Gewitter kommt näher. Ohne jeden Widerstand schiebt es sich, von Wind getragen, durch die Luft und über das Land. Wie unüberwindlich sind jetzt die wenigen Meter bis zum rettenden Ufer, wie wirkungslos die verzweifelten Schläge und Tritte in der Trägheit des Wassers. An Land, auf festem Boden, hätte man zumindest noch die Illusion, fliehen zu können von einem Ort zum anderen – »Eichen sollst du weichen, Buchen sollst du suchen« –, aber im Wasser gibt es bei Gewitter keinen Unterschied zwischen hier und dort. Wohin man auch schwimmt, es existiert nur diese eine Unent-rinnbarkeit.

Nicht jeder dunkle Himmel bringt Gewitter, und die eintönige Friedlichkeit des Regens ist mit herannahendem Donnergrollen nicht zu verwechseln. Dennoch wäre es gelogen, wenn ich sagen würde, mir sei der Impuls zur Flucht aus dem Wasser bei sich verdüsterndem Himmel fremd. Auch wenn ich weiß, daß keine wirkliche Gefahr droht, auch wenn ich immer wieder die Erfahrung gemacht habe, daß sich die Temperatur des Wassers nicht verändert und die Dimensionen meiner Strecke bleiben, wie sie sind – eine erste Regung zu fliehen stellt sich trotz allem ein. Und wenn ich im Wasser ausharre, dann handele ich gegen diese Regung, es kostet Überwindung, so, als würde ich mich ein zweites Mal ent-

scheiden, einzutauchen in dieses fremde Element und loszukraulen wie aufs neue, selbst wenn ich an diesem Tag schon etliche Bahnen zurückgelegt habe.

Etwas hat sich verändert. Das Gefühl von Bedrohung nimmt zu. Vielleicht wehrt sich ein Überlebenssinn gegen das Hereinbrechen des Wassers von allen Seiten, von oben und unten. Wer unter dem ausgreifenden Schlagarm den Kopf zum Luftholen wendet, dem behagt es nicht, wenn herabprasselnder Regen sich ihm in den geöffneten Mund drängt. Die Trennung von Wasser und Luft, Naß und Trocken verwischt. Die Orientierung schwankt. Es verunsichert den Schwimmer, dieses Wasser von oben, es reizt seinen Gleichgewichtssinn mit einstreichendem Niederschlag, und es ruft in ihm eine vergessene Furcht vor der allumfassenden Macht des Wassers wach, vor dem Hereinstürzen von Wasser über Wasser in sintflutartiger Totalität.

Es kostet Überwindung. Ich mache mir Mut und denke immerzu, entscheidend ist allein die Wassertemperatur. Solange das Wasser nicht zu kalt wird, kann mir auf meiner Strecke nichts geschehen. Und ich weiß, daß sich das Wasser nicht wie das Wetter verändert. Doch es spiegelt den Himmel. Es antwortet der einrückenden Dunkelheit der Wolken und bekommt eine andere Haut. Ich spüre bei jedem Schlag, beim Heranziehen und Wegdrücken der aus dem Weg zu räumenden Wassermassen, daß es dasselbe geblieben ist. Nach wie vor fühlt es sich warm und freundlich an, beinahe hell. Doch wenn ich beim Luftholen zur Seite schaue oder schräg voraus, erkenne ich es nicht wieder. Das Wasser entspricht dem Wetter nicht, aber es bildet es ab.

Und dann ist es wie immer nach dem Eintauchen und den ersten zwanzig, dreißig Metern: Die Fremdheit zwischen Schwimmer und Wasser ist besiegt. Die Züge unter der vom Wetter verspiegelten Oberfläche werden sicherer, bestimmter.

Sie fangen an, einander zu gleichen, und wiederholen sich immerfort selbst. In dem menschenleeren Becken schwimme ich meine Bahn und gleite dem hereinrauschenden Regen durch die kühlen Finger. Es hat Überwindung gekostet, aber ich wurde vom Wasser noch jedesmal dafür belohnt.

Noch immer liege ich wach, zufriedener jetzt, und starre auf die nachtgraue Tapete an der Schräge über meinem Bett. In meinem nächsten Fiebertraum werde ich mich vom Regen kühlen lassen. Ich werde aus dem Hallenbad herausschwimmen, weg aus diesem Wasser ohne Himmel, und weiter kralen, immer weiter, bis mir ein Regen auf den Rücken fällt.

ERHÖHTE TEMPERATUR oder Die Kunst des Passiv-Schwimmens

Erhöhte Temperatur, als ich am nächsten Morgen aufwache. Ein unruhiger, aber bilderloser Schlaf hat mich über die restlichen Stunden der Nacht gebracht. Ich kann mich an nichts erinnern, nichts, von dem ich träumen wollte, keine Regenteppiche auf dem Wasser, keine von Kühle gesprenkelte Bahn. Ich bin nicht geschwommen auf diesen letzten Metern der Nacht. Aber ich fühle mich erschöpft.

Schon die ersten Versuche, außerhalb meines Bettes tätig zu werden, lassen mich sehr deutlich spüren, wo ich hingehöre. Es ist, als hätte das Schwimmfieber der letzten Nacht einen gehörigen Muskelkater hinterlassen. Jede Bewegung eine übermenschliche Anstrengung. Und so verpufft der Gedanke an die Post in meinem Briefkasten und die anstehenden Telefonate des Tages in Mutlosigkeit und Erschlaffung. Außenwelt, ade!

Es ist wie so oft nach einer aufreibenden Theaterproduktion: Nach der Premiere fällt man, wie die Kollegen zu sagen beliebt, in ein tiefes Loch. »Loch« steht für jenen unterirdischen Zustand von Schwäche und innerer Leere, der sich einstellt, nachdem man sich acht Wochen lang zehn Stunden pro Tag im Kollektiv mit nichts anderem beschäftigt hat als damit, das Innere nach außen zu stülpen und das Äußere nach innen. Völlig klar, daß bei dieser ständigen gemeinschaftlichen Selbstumkrepelung, die das Theater ist, gesundheitliche Belange auf der Strecke bleiben. Doch sobald die Arbeit ihr zeitliches Ende erreicht und die ins Hektische gesteigerte

Betriebsamkeit der Endproben auf ihrem Höhepunkt, der Premiere, abreißt, folgt der tiefe Fall. Die selbstverordnete Vieltätigkeit setzt aus. Sämtliche Gebrechen melden sich zurück. Und um gebührend wahrgenommen zu werden, nehmen die so lange ignorierten Bedürfnisse und Schwächen die Gestalt der Krankheit an.

Ich liege wieder im Bett und mache meinem Körper Versprechungen. Was will ich ihm in nächster Zeit nicht alles Gutes tun! Vor allem mehr schlafen natürlich, und das von nun an regelmäßig. Dazu eine ausgewogene Ernährung, keine Frage, viele kleine kerngesunde Mahlzeiten am Tag, Feinkost, Rohkost, Trennkost, wie auch immer, jedenfalls keinen Bissen mehr aus der Kantine. Und Schwimmen. Ja, ich deute – in der Hoffnung, daß schon allein der gute Wille zählt – die Fieberträume der vergangenen Nacht als den physischen Wunsch, baldmöglichst wieder schwimmen zu gehen. Sicher nicht gleich morgen, aber sobald die Kraft reicht. Ich verspreche meinem Körper Besserung und hoffe insgeheim, er bessert sich.

Aber mein kranker Herr Körper bleibt lustlos und schlapp. Er mißtraut mir. Noch weiß er nicht so recht, was er von meinem Angebot, demnächst wieder regelmäßig zu schwimmen, halten soll. Nur zu gut kennt er meine Neigung, es mit dem Schwimmen immer ein wenig zu übertreiben und bis an die Grenzen zu gehen. Deswegen gelobe ich weiter, keinen falschen Ehrgeiz zu entwickeln. Ich werde meine Schwimmausflüge nicht in Schinderei ausarten lassen. Überhaupt hätte ich von vornherein nichts anderes im Sinn gehabt als ein sehr maßvolles Bewegungsbad.

An dieser Stelle muß ich zu meiner Verteidigung hinzufügen, daß ich keineswegs zu jenen Extremsportlern gehöre, die ihren Körper als eine Maschine oder ein Werkzeug betrach-

ten, das zu funktionieren hat und sonst gar nichts. Dergleichen liegt mir fern, und ich kann mir nur schwer vorstellen, welches Maß an blinder Technikgläubigkeit zu einer solch abwegigen Ansicht führt. Meine persönliche Erfahrung mit Maschinen ist, daß sie tendenziell eher nicht funktionieren. Und meine Urerfahrung mit Werkzeug läßt sich auf den Nenner bringen: Wenn man es braucht, ist es nicht da.

Schwimmen war für mich nie eine Frage der Superlative oder Höchstleistungen, die zu erreichen man sich in den Kopf gesetzt hat. Es war eine Frage von Ruhe oder Unruhe. Und die Unruhe, die mich auf meinen längsten Strecken antrieb, war eine sehr körperliche. Es war beileibe kein bewußt gesetztes Ziel, nach dem ich strebte. Und wenn ich weiter überlege, warum ich dieser Unruhe so bereitwillig gefolgt bin, dann kann ich eigentlich nur sagen: um Erfahrungen zu machen, auch wenn Schwimmen für mich weniger eine Frage des Willens war als der Notwendigkeit. Und um gewisse Erfahrungen zu machen, muß man manchmal sehr weit gehen.

Aber davon soll jetzt nicht die Rede sein. Ich werde mich schonen in Zukunft, ich beteuere es noch einmal. Auch ich bin ruhiger geworden mit den Jahren. Und ich habe dazu gelernt.

Zum Beispiel in der Schweiz. Zwei Jahre war ich am Theater Basel engagiert, unweit der deutsch-schweizerischen Grenze, aber doch in einem völlig fremden Land, strenggenommen nicht einmal in Europa. Ich habe viel gelernt in dieser etwas anderen Schweizerwelt. Es waren zwei Jahre der Mentalitätserforschung und der Relativierung des eigenen Denkens. Nicht, daß ich aus den Schweizern schlaue geworden wäre, aber es gibt kaum einen besseren Ort als die Schweiz, um die Grenzen der eigenen Mentalität und Denkungsart zu erkunden. Und die wahrscheinlich wichtigste Lektion in meiner ganzen Schweizer Zeit war das Erlernen des Passiv-Schwimmens.

Durch Basel fließt der Rhein, das sei vorweg all jenen gesagt, die Vater Rhein für einen von Grund auf deutschen Fluß halten. Er, der Rhein, weiß selber nicht so recht, ob er sich nun darüber freuen soll. Schließlich ist Basel, dem anheimelnden Namen zum Trotz, eine Chemiestadt und zollt diesem Umstand gelegentlich fatalen Tribut. So geschehen beim großen Chemieunfall von Ciba-Geigy 1986, der alles Leben im Fluß mit einem Schlag auslöschte.

Bei einer Einweisung in das ordnungsgemäße Verhalten des Theaterpersonals im Brandfalle zeigt uns der Technische Direktor die tresorartigen Betontüren der Zivilschutzbunker, die sich in der Tiefe der Theaterkatakomben befinden. Teilweise lagern Kostüme aus dem übervollen Fundus und ausrangierte Requisiten in den strahlensicheren Betonkapseln, die mit Duschen, Spinden und Schlafpritschen versehen sind. Die Schweiz, sagt er, ist auf den Dritten Weltkrieg bestens vorbereitet. Mittlerweile hat beinahe jeder zweite Schweizer Bürger einen Zivilschutzplatz. – Wir, die Neuengagierten mit unseren frisch gestempelten Ausländerausweisen der Kategorie B, gehören sicher nicht dazu. Aber wir denken momentan auch nicht an ein Leben nach dem Dritten Weltkrieg, selbst wenn die Vorstellung verlockend ist, in einem Schweizer Bunker nach dem Untergang der Welt in abgelegten Königsmänteln und mit billigem Theatertand immer weiter und weiter Shakespeare zu spielen.

Die meterdicke Betontür fällt ins Schloß und wird mit einem gußeisernen Tresorrad luftdicht verriegelt. Ob die Zivilschutzeinrichtungen auch bei dem großen Chemieunfall zum Einsatz gekommen seien, will einer aus der Gruppe wissen. Der Technische Direktor schaut uns an. Damals hätten sie im Morgengrauen auf der Lauer gelegen und von den Kellerfenstern aus den Himmel beobachtet, um zu sehen, ob die Vögel noch fliegen. Es wäre ein erstes Zeichen dafür ge-

wesen, daß man die Luft noch atmen kann. Im Theater fanden zu der Zeit regelmäßig Diskussionen zu politischen Themen statt. »Blauer Montag« hieß diese Reihe. Am »Blauen Montag« nach dem Unfall wurden die Chemiebosse öffentlich im Foyer des Theaters zur Rede gestellt und von den aufgebrachtten Bürgern mit Unmengen von toten Fischen beworfen, die an den Rheinufern angeschwemmt worden waren.

Zwölf Jahre danach – es ist Spätsommer – lese ich in der ›Basler Zeitung‹ einen ganzseitigen Artikel über die große Beteiligung von Jung und Alt am letzten Rheinschwimmen. Auf den Fotos ist ein regelrechter Volksauflauf abgebildet, der sich in den gräulich grünen Stromflächen des Rheins verliert. Man schwimmt wieder im Rhein. Stromaufwärts lassen sich die Rheinschwimmer zu Wasser und treiben dann in ganzen Pulks laut schwatzend unter den Rheinbrücken hindurch, vorbei am Basler Münster, mitten durch die altherwürdige Stadt. Wie auf der Promenade wogen und wippen die Köpfe über dem graugrünen Wasser, ein in den Rhein verlegter Stadtbummel gleichsam, nur daß die Körper darunter halbnackt sind und sich zumeist durch Hundepaddeln fortbewegen, anstatt trockenen Fußes einherzuschreiten.

Kurz vor den Chemiewerken allerdings ist Schluß. Hinter der Mittleren Brücke mit ihren gewölbeartigen Bögen sieht man sie endgültig, die grauen Chemieriesen, die etwas weiter flußabwärts, nur wenige hundert Meter vor der deutschen Grenze, an den Rhein gebaut sind. Und spätestens auf der Höhe der Klingentalfähre, die wie eine Reminiszenz aus gefahrlos alter Zeit an einem aufgespannten Seil über den Fluß läuft, beeilt man sich, aus dem Wasser zu kommen. Vielleicht nutzt man den Fährsteg und zieht sich an den Holzbrettern der Ausleger mit einem Klimmzug aus dem Wasser, das weiter auf die Rohre, Schlotte und Chemietanks zutreibt. Oder man läßt sich an den Rand des Stromes spülen und versucht, auf

den Steinen der gepflasterten Böschung Halt zu finden, etwa mit Hilfe der Eisenketten, die sich wie rostige Girlanden über die Uferbefestigungen erstrecken. An ihnen kann man sich festhalten, um dann in bester Bergsteigermanier wie angeseilt die Uferschächte zu erklimmen. Und ein wenig erleichtert ist man schon, sobald man wieder auf der belebten Rheinpromenade steht und barfuß, in der Sonne trocknend, zu seinem Ausgangspunkt zurückmarschiert. Man ist gewissermaßen froh, dem Wasser und seinem weiteren Weg entronnen zu sein.

In der ›Basler Zeitung‹ liest sich das Rheinschwimmen wie ein vergnüglicher Volkssport, mehr ein geselliges Ereignis als eine Herausforderung an Geschicklichkeit und Kraft. Doch der Verfasser findet auch mahnende Worte. Er bittet darum, auf den rheinüblichen Schiffsverkehr Rücksicht zu nehmen – so als genügten ein paar Rowdies in Badehosen, um eines der durchfahrenden Tankschiffe zum Kentern zu bringen. Er schreibt weiter von Strudeln, die besonders in der Nähe von Brückenpfeilern auftreten können. Dadurch, daß die Fundamente der Gewalt des Stromes standhalten, quellen Wassermassen aus der Tiefe auf, die wiederum vom nachströmenden Wasser überspült und fortgerissen werden. Dabei entstehen Strudel und gefährliche Turbulenzen. Sollte man davon erfaßt werden, so rät der besonnene Berichterstatter seinen Lesern, keinesfalls in Panik auszubrechen. Direkte Gegenwehr sei ohnehin vergeblich und ermüde nur. Das Beste sei, sich widerstandslos von dem Sog bis auf den Grund des Flusses hinunterziehen zu lassen, um sich dort wieder abzustoßen. Meist lösten sich diese Strudel schon nach drei, vier Metern ganz von selbst auf. – Ich schaue kurz über den Zeitungsrand und frage mich, was man mit soviel klugen Ratschlägen wohl anfängt in dem Moment, da man von der Angst zu ertrinken gepackt wird, sich im Kreis dreht, keine Luft mehr bekommt

und nichts als weißschäumende Wasserwirbel vor Augen hat, die sich immer weiter in die Tiefe schrauben.

Der Artikel nähert sich seinem Ende und kommt damit zur Moral. Sehr bedächtig werden noch einmal die Schönheiten und Gefahren des Rheinschwimmens gegeneinander abgewogen. Dann schließt der Verfasser mit dem alle Gegensätze aussöhnenden Hinweis, wer sich am Rheinschwimmen beteilige, solle doch zumindest fünfzig bis hundert Meter aktiv schwimmen können.

Ich fasse mir an den Kopf, lese die letzten Zeilen noch einmal. Nein, ich habe mich nicht getäuscht, »mindestens fünfzig bis hundert Meter aktiv schwimmen«, es steht tatsächlich da, schwarz auf weiß. Ein geradezu atemberaubender Schluß, deutet er doch darauf hin, daß der schweizerische Rheinschwimmer den überwiegenden Teil seiner Strecke sozusagen »passiv schwimmend« zurücklegt.

Die wenigen freien Stunden der folgenden Tage verbringe ich ausnahmslos am Rhein, an dessen Ufern ich neugierig auf und ab gehe, um die Basler beim Passiv-Schwimmen zu beobachten. In kleineren Grüppchen, manchmal auch paarweise, aber selten allein, treiben sie im meergrünen Wasser dahin. Ich warte auf eine günstige Gelegenheit und schaue ganz genau hin. Es ist wahr: Sie bewegen sich beim Schwimmen kaum. Einige haben luftkissenartige Plastiksäcke an ihre Handgelenke oder Fußknöchel gebunden, in denen sie ihre Kleidung transportieren, und gelegentlich benutzen sie diese signalorangefarbenen Luftsäcke auch als Schwimmkissen. Aber selbst diejenigen, die sich solch einer praktischen Erfindung nicht bedienen, rühren sich im Wasser kaum. Ab und zu ein müßig aufspritzender Beinschlag, mehr zur gegenseitigen Belustigung. Hier und da eine an Brustschwimmen erinnernde Armbewegung, die aber weniger der Fortbewegung dient als vielmehr der eigenen sorglosen Lust, im Wasser vor sich hin